38 — Illustrirtes Sonntagsblatt — 1888

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein Familienwappen.

Originalerzählung von K. Labacher. (Fortsetzung.)

14.

Zwei Tage waren vergangen. Noch immer hatte das Schloß Edeshazy seine Thore den Kaiserlichen nicht geöffnet. Doch Mauern und Festungswälle, von Kanonenkugeln zerrissen, zeigten, daß sie die Schloßbewohner nicht lange mehr beschützen konnten. Und auch die Zahl der treuen Unterthanen und Verteidiger Ergyedy's war fast zur Hälfte eingeschmolzen. Die schönen Säle, die freundlichen Gemächer des Schlosses hallten traurig wieder von dem Aechzen und Wimmern der Verwundeten, unter denen Adriana gleich einem Balsam spendenden Engel umherwandelte.

Graf Ergyedy sah das Ende kommen. Er hatte es ja zum voraus gewußt, daß ihm und den Seinen nichts übrig blieb als ein ehrenvoller Untergang. Denn er hatte ihn nicht einschlagen mögen, den einzig möglichen Rettungsweg, eine Vereinigung mit der eigentlichen Revolutionspartei des Landes. Er war zu lange und zu treu zu Oesterreichs Fahnen gestanden, um sich nun offen zu den Rebellen wider den Kaiser gesellen zu können.

Ein Parlamentär verlangte unter der Androhung eines vernichtenden Kanonensturmes die Uebergabe des Schlosses.

Ergyedy antwortete mit würdevoller Verneinung. Doch als er dann von den Zinnen des Schlosses wieder in die inneren Gemächer zurückkehrte, ließ er Adriana und Siegfried zu sich berufen. „Es geht zu Ende," sagte er zu ihnen. „Das Schloß kann einem erneuerten Sturm der Kaiserlichen nicht mehr standhalten. Die Wälle werden durchbrochen werden, die Mauern einstürzen. Wir haben keine Schonung zu erwarten, denn Freunde, die zu Feinden geworden sind, pflegen schlimmer zu sein, als angeborene Gegner; der Haß ist tiefer, tödlicher. Siegfried, entfliehe mit meiner Tochter. Ich mag dieses arme, junge Leben nicht mit hineinreißen in meinen Untergang. Noch gibts einen Weg — durch den Park, den die Kanonen unserer Wälle bis nun von den Oesterreichern frei gehalten haben, in den Wald, nach dem nächsten Dorfe, von wo aus man euch weiter helfen wird. Wohin? das mag Gott euch eingeben, wie könnte ich euch ein sicheres Stück Erde nennen in diesem donnernden Weltgestürme? — Geht mit Gott und geht augenblicklich — die Not drängt!"

„Mein Vater! Ich bleibe!" rief Adriana entschlossen. „Sprich kein Wort, es wäre unnütz, ich kenne meine Pflicht. Das Kind gehört an die Seite des Vaters in den Stunden der Gefahr!"

Ergyedy hörte es aus dem Tone seiner Tochter, daß ihr Entschluß ein unwiderruflicher war. Er küßte sie auf die Stirne. „Du begehst einen moralischen Selbstmord," sagte er. „Und dennoch habe ich nicht den Mut, Dich von mir zu weisen. So nehme Dich denn der Himmel in seinen Schutz!"

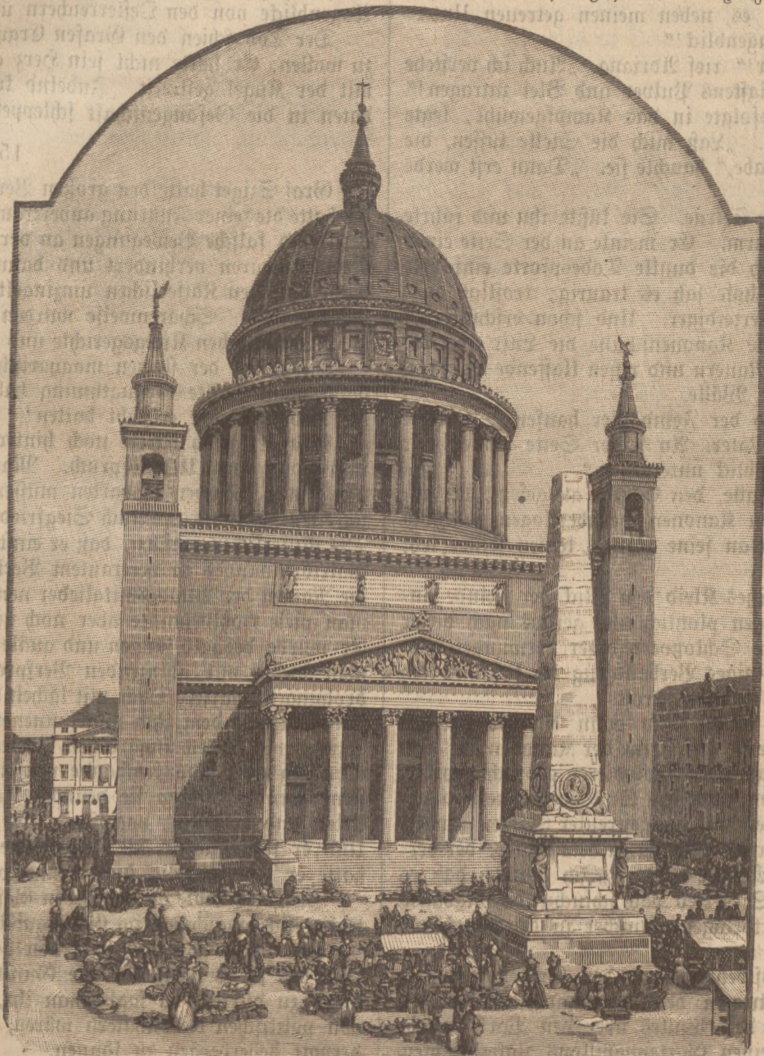
„Amen," sagte Adriana leise. „Ich bin gefaßt. Ich bin bereitet auf das Schlimmste. Und seltsam! Nie noch habe ich mich so freudig, so glücklich gefühlt wie heute. Vielleicht ist's die Aufregung der Gefahr, die mir berauschend zu Kopfe steigt!" — Adriana log vor sich selber. Sie wußte es wohl, daß es Siegfrieds Nähe war, durch die sie beseligt, befriedigt, gestillt wurde im Tiefinnersten ihres jungfräulichen Herzens.

Noch hatten beide den Namen der „Liebe" nicht über ihre Lippen gebracht, wohl aber guckte er heimlich aus jedem ihrer Worte und Blicke. Nur einmal hatten sie sich während der Tage der Unruhe und Gefahr verstohlen und flüchtig die Hand gedrückt, aber das war trotzdem die Besieglung eines treuen, unlösbaren Bundes gewesen. Siegfried wußte, daß es nun ihm gehörte, das Herz der schönen, herrlichen Adriana, und sie trug die Ueberzeugung von seiner unermeßlichen Liebe unter seligen Schauern mit sich herum. Sie fragte nun nicht mehr wohin sie führen sollte, diese Neigung zweier Menschen in so ungleicher sozialer Stellung. Gemeinsam ertragene Not und Gefahr reißt die gesellschaftlichen Schranken zwischen Menschen und Menschen nieder. Binnen wenigen Tagen würde sie ja selber nichts weniger sein als eine Flüchtige, eine Bettlerin, wenn ihr Leben überhaupt verschont blieb, wenn sie nicht ein gemeinsames Grab fand mit dem Geliebten ihrer Seele.

Ob der Graf eine Ahnung hatte von dem inneren Einverständnis Adriana's und Siegfried's Fast schien es so. Denn er betrachtete nach den begeisterten Worten des jungen Mädchens zuerst sie und dann seinen Gast mit durchdringenden Blicken. — „Es gäbe noch einen andern Weg der Rettung für Dich, Adriana," sagte er plötzlich. „Die letzte Bitte des ermordeten Kriegsministers macht Dich zur Braut seines Sohnes. Du kannst freies Geleite von den Oesterreichern bis — zu Deinem Verlobten erlangen."

Da brach das Mädchen in heftiges Schluchzen aus. „Und Du sprichst mir noch einmal davon! Du mutest mir eine solche Schmach zu und ein solches — Elend!"

Der Graf hob ihr den Kopf empor und blickte ihr tief in die Augen. „Was geht vor in Deiner Seele, Adriana? Seit wann bist Du nicht mehr aufrichtig gegen mich? Habe ich je zu einem Deiner



Die Nikolai- oder Stadtkirche in Potsdam. (Mit Text.)

Wünsche „nein“ gesagt? Warum spielst Du Versteckens mit Deinem Vater? Warum nennst Du mir nicht den wahren Grund Deines Abscheu's vor jener Hochzeit?“

Sie warf sich erschüttert in die Arme ihres Vaters. „Du hast recht,“ murmelte sie. „Du hast mich nie fürchten lassen, daß Du hart und unerbittlich gegen mich sein würdest. Wohlan denn, ich liebe Siegfried! Ich glaube, daß sein Herz mir gehört. So segne uns denn, laß uns vereint an Deiner Seite sterben!“

Der Graf legte die Hand über seine Augen. „Es ist seltsam, wie die Verhältnisse die Gesinnungen umzuwandeln vermögen,“ sagte er leise, wie zu sich selber. „Wie hätte ich es noch vor wenigen Monaten ahnen können, daß ich nicht zurückschaudern würde vor einer Verbindung meines Kindes mit einem Bürgerlichen. Ist der Ruf der Zeit: „Freiheit und Gleichheit unter Brüdern“ auch in mein Herz hinab gedrungen?“

Er wandte sich plötzlich zu Siegfried, der bleich und zitternd neben Adriana stand und — die Entscheidung seines Schicksals erwartete. Keine kühne Hoffnung erfüllte die Brust des Jünglings. Wohl berauschte und beglückte ihn Adriana's freies, ehrliches Geständnis ihrer Gefühle. Doch er dachte keinen Augenblick daran, daß der stolze Graf Ergyedy, der unnahbare Aristokrat gnädig auf die Liebe seiner Tochter blicken würde. Er erwartete einen Zornesausbruch des Grafen, den gemessenen Befehl, sich nie wieder vor seinen Augen zu zeigen.

Doch der Graf legte sanft seine Hand auf Siegfried's Achsel. „Du hast ihr Leben gerettet, also ist dasselbe Dein eigen geworden. Berede sie zur Flucht — laßt mir die Beruhigung, euch geborgen und glücklich zu wissen.“

Siegfried ergriff mit Ungestüm die Rechte des Grafen und küßte sie unter hervorquellenden Freudenthränen. „Nein, Adriana hat recht gesagt, die Kinder gehören in den Stunden der Gefahr an die Seite ihres Vaters.“

„Es geht wohl zu Ende mit den Ergyedy's. Nur am Rande des Grabes kann ja der echte Aristokrat dem angeborenen Stolze entsagen,“ murmelte der Graf, während er gleichzeitig Siegfrieds Hand in der seinen behielt.

„Ja, es geht zu Ende, Vater,“ erwiderte Adriana. „Aber ich bin ergeben. Ehe ich sterbe, habe ich doch das wahre Glück kennen gelernt.“

Der Graf wurde in diesem Augenblicke von einem Pächter benachrichtigt, daß die Feinde mit den Kanonen näher heranrückten — schon stünden die österreichischen Soldaten mit den brennenden Lunten bereit.

„Siegfried — ich gebe mein Kind, Deine Braut, in Deinen Schutz,“ sagte der Graf. „Meine Pflicht ist es, neben meinen getreuen Unterthanen zu stehen bis zum letzten Augenblick!“

„Wir werden mit Dir sein, Vater!“ rief Adriana. „Auch ich verstehe eine Flinte zu laden oder kann wenigstens Pulver und Blei zutragen!“

Doch ehe sie dem Vater hinausfolgte in das Kampfgewühl, legte sie ihre Arme um Siegfried's Hals. „Laß mich die Stelle küssen, die ich einst mit der Peitsche getroffen habe,“ hauchte sie. „Dann erst werde ich ganz ruhig, ganz glücklich sein.“

Er beugte erschüttert vor ihr die Stirne. Sie küßte ihn und führte ihn dann hinaus in Kampf und Sturm. Er meinte an der Seite eines Engels hinzuschreiten, der ihn durch die dunkle Todespforte einführte in ein Paradies. Unten im Schloßhofe sah es traurig, trostlos aus. Gering war mehr die Zahl der Verteidiger. Und schon erschütterten zahlreiche und gleichzeitig abgefeuerte Kanonenschüsse die Luft und die schweren Kugeln bohrten sich in die Mauern und rissen klaffende Breschen in die schon vorher arg beschädigten Wälle.

„Binnen wenigen Stunden wird der Feind hier hausen,“ flüsterte Adriana. „Komm, Siegfried, zum Vater. An seiner Seite wollen wir vereint und unter dem letzten Liebesblick untergehen.“

Sie fanden Ergyedy auf dem Walle, den Kugeln ausgesetzt, die ununterbrochen von den österreichischen Kanonen herüberflogen. Ruhig stellten sich Adriana und Siegfried an seine Seite, keinen seiner lebhaften Proteste beachtend.

Es schien, als ob Adriana's weißes Kleid den Blick der Feinde angezogen hätte, denn die Kugeln flogen plötzlich alle gerade nach dieser Richtung her. Ringsum sanken die Schloßverteidiger verwundet oder sterbend in den Staub. Sie trug einiges Verbandzeug bei sich und lieh den Leidenden ihre Hilfe und ihren sanften Trost.

Da hörte sie einen furchtbaren Knall und dann ein verworrenes Schmerzensgeschrei. Erschrocken blickte sie auf. Eine der Kanonen auf dem Walle war durch eine feindliche Kugel zum Explodieren gebracht worden und hatte unberechenbare Zerstörungen unter den Schloßbewohnern angerichtet. Tote und Verstümmelte lagen wie ausgestreuter Samen umher.

Mit einem lauten Weherufe stürzte Adriana zu dem Vater, der verletzt und bewußtlos in Siegfried's Armen ruhte. „Ich glaube, daß es nichts zu bedeuten hat,“ tröstete Siegfried das schluchzende Mädchen. „Wir müssen ihn nur von hier fortbringen, hinüber in den Park, wo er vor den Kugeln sicher ist.“

Adriana half mit rascher Selbstbeherrschung den Grafen aus dem Kampfgewühle zu bringen. Sie trugen den Verwundeten über den Schloßhof und den westlichen Teil des Walles über den Park, wo sie ihn unter dem Zeltdache eines kleinen Gartenpavillons unterbrachten.

„Du wirst ihn hier bewachen, Adriana,“ sagte Siegfried. „Für den Augenblick seid ihr hier sicher und geborgen. Ich kehre in den Kampf zurück — bis alles verloren ist, bis die Feinde in das Schloß dringen — dann komme ich wieder, um mit euch zu sterben.“

Adriana machte keinen Versuch, den Geliebten zurückzuhalten. Eine tiefe, hoffnungslose Resignation hielt ihre Seele in ihren eisernen Banden gefesselt. Sie beschäftigte sich mit dem Vater — sie holte Wasser vom nahen Brunnen und wusch seine wirklich nicht bedeutende Stirnwunde. Er schlug die Augen auf — er wollte zu seinen Getreuen zurückkehren. Doch sein greises Alter machte ihm den erlittenen Blutverlust empfindlich. Erschöpft sank er auf die Gartenbank zurück.

„Ich kann nicht mehr!“ murmelte er schmerzlich. „O Adriana, unsere letzte Stunde ist gekommen. Du so jung — so unschuldig an all' dem wilden, politischen Treiben! Auch Du mußt zu Grunde gehen!“

„O mein Gott, die Granaten haben gezündet!“ schrie Adriana auf. „Dort schlagen schon die Flammen aus dem Dache hervor!“

„Und ich höre Siegesgeschrei!“ ächzte der Graf. „Das sind die Kaiserlichen, die die Wälle erklettern! Es ist zu Ende, alles zu Ende!“

Und es kam auch schon Siegfried, den blanken Degen in der Rechten schwingend. „Jeder weitere Widerstand ist unnütz!“ rief er. „Es sind sechs Breschen in dem östlich gelegenen Walle geschossen. Wir können sie nicht alle verteidigen! Die Feinde dringen schon in den Schloßhof ein. Die Wenigen, die von den unseren unverletzt geblieben sind, wenden sich hierher, um im Walde Schutz zu suchen. Adriana, hilf mir, Deinen Vater zu führen. Wir müssen ihn in Sicherheit bringen!“

„Nein — nicht entfliehen!“ sagte Ergyedy schwach. Doch Siegfried achtete nicht auf die Worte des Verwundeten. Auch Adriana faßte ohne weiteres seinen Arm. Sie führten ihn durch den Park nach dem Walde. Die fliehenden Pächter und Bauern stießen bald darauf zu ihnen, sie scharten sich um den verwundeten Gutsherren und schwuren, ihn bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Ihr Opfermut wurde bald genug auf die Probe gesetzt. Die verfolgenden Oesterreicher drangen in den Wald ein. Einer nach dem andern von Ergyedy's Unterthanen stürzte getroffen zu Boden. Er selber stand mit ungebeugter Stirne, von Siegfried und Adriana aufrecht gehalten, bereit zu sterben.

„Schont ihn, fangt ihn lebendig!“ schrie der Anführer der österreichischen Truppen. „Der Kaiser will, daß er geschont wird!“

„Ah — will er das?“ höhnte Ergyedy stolz. Rasch wie der Blitz zog er eine Pistole hervor und feuerte sie gegen sich ab. Laut aufschreiend warfen sich Siegfried und Adriana über ihn und waren im nächsten Augenblicke von den Oesterreichern überwältigt und gefangen.

Der Tod schien den Grafen Ergyedy noch endgültig von sich weisen zu wollen. Er hatte nicht sein Herz getroffen, nur seine linke Seite leicht mit der Kugel gestreift. Jubelnd konnten ihn die österreichischen Soldaten in die Gefangenschaft schleppen.

15.

Graf Sziget hatte den großen Verrat an seinem Vaterlande vollendet! Er hatte die seiner Führung anvertraute ungarische Armee zuerst durch Zaudern und falsche Bewegungen an der Verbindung mit den österreichischen Revolutionären verhindert und dann in eine Stellung gebracht, wo sie leicht von den Kaiserlichen umzingelt und zur Unterwerfung gezwungen worden war. Scharenweise wurden die ungarischen Patrioten nun vor die österreichischen Kriegsgerichte und von dort auf den Richtplatz geführt. — Das Blut der stolzen magyarischen Aristokratie floß unter Henkershand, man wollte Genugthuung haben für die Demütigungen, die sich die Revolutionäre erlaubt hatten!

Graf Ergyedy harrte noch hinter den Mauern eines Pester Gefängnisses auf einen Urteilsspruch. Man hatte seine vollständige Genesung von seinen Wunden abwarten müssen, um kriegsrechtlich gegen ihn einschreiten zu können. Auch Siegfrieds Schicksal war noch unentschieden. Die Kaiserlichen wußten, daß er einst mit den Häuptern des ungarischen Patriotenbundes in vertrautem Verkehr gestanden war. Er sollte nun die Namen der Bundesmitglieder nennen, die Verstecke verraten, in denen man viele wohlbekannte aber noch nicht eingefangene Rebellen vermutete. Er wurde deshalb langen und quälenden Verhören unterzogen, in denen man weder mit glänzenden Versprechungen noch mit finsteren Todesdrohungen sparte. Doch mit lächelnder Festigkeit verschlossen sich Siegfrieds Lippen dem ihm angesonnenen Verrate. Zwar hatten ihm die von Sziget mißleiteten ungarischen Patrioten seine treuen Dienste, seine Aufopferung aller Familienbande mit Undank und Verachtung gelohnt, aber seine Brüder blieben sie dennoch, seine Brüder, die für ihr Vaterland litten und heimlich, vogelfrei, als Bettler in's Exil wandern mußten. Und er sollte sie an die Oesterreicher verraten, nein nimmermehr! Eher hätte er sein Herzblut hundertmal verspritzt.

Siegfried lebte in demselben Gefangenhause wie Graf Ergyedy. Sie trafen sich manchmal im Gefängnishofe, dann sprachen sie von Adriana. — Das junge Mädchen war von den Oesterreichern freigelassen worden. Und als sie weinend um die Gunst bat, mit ihrem Vater den Kerker teilen zu dürfen, da sagte man ihr, daß Ungarns Gefängnisse zu voll von politischen Uebelthätern wären, um auch noch das unschädliche Weibervolk beherbergen zu können.

Adriana lebte zurückgezogen in einem Pester Konvente, dessen Oberin zu ihren Verwandten gehörte. Sie hatte weder den Vater noch Siegfried

wieder gesehen, die politisch Kompromittierten wurden ja in vollständiger Absonderung von der übrigen Welt gehalten. Doch über das Schicksal, welches ihren beiden Lieben unausweichbar bevorstand, konnte sie sich nicht einmal einer flüchtigen Täuschung hingeben. Ein schimpflicher Tod schwebte schon über den Häuptern ihres Vaters und ihres Verlobten. Sie hatte Gnadengesuche eingereicht, Bittschriften geschrieben, ja sie war nach Wien gereist, um persönlich an den höchsten Stellen um Mitleid zu flehen — Vergebens!

„Die abgefallenen Freunde sind schlimmer als die offenen Feinde! sie verdienen weder Achtung noch Schonung!" Das war ihrem Schmerz, ihrer tödlichen Angst erwidert worden.

In der klösterlichen Einsamkeit quälten sie nun die Schreckbilder ihrer Phantasie, oft fuhr sie nachts laut schluchzend aus lebhaften Träumen auf; sie hatte den Vater und Siegfried unter Henkershand dahinsterben sehen.

Da wurde ihr eines Tages angekündigt, daß sie den Vater besuchen dürfte, um — Abschied von ihm zu nehmen.

Todesschrecken rieselte durch ihre Glieder! „Mein Vater wird also nach einem anderen Gefängnisse gebracht?" fragte sie zitternd den Fourier des Kriegsgerichtes, der ihr den Erlaubnisschein gebracht hatte.

„Nein!" lautete die lakonische Antwort. „Er und zwölf andere Rebellen sind zum Tode durch den Strick verurteilt worden."

Ein herzzerreißender Schrei entrang sich Adriana's Lippen. „Mein Vater auf dem Galgen, mein greiser, ehrlicher, stolzer Vater! Der Mann, der für den Kaiser sein Blut vergoß, der allezeit der treueste und ergebenste Diener der Krone war. O, es ist unmöglich, unmöglich! Man will mich erschrecken, quälen. Man wird ihn begnadigen, nicht wahr, man wird ihn begnadigen, guter Mann?"

„Ich weiß nicht, glaube auch nicht, daß man einem der Rebellen das Leben schenken wird. Haben sich zu tief in das Verderben geritten. Uebrigens sollte ich nur diese Schrift überbringen und kann nun wohl gehen?"

Ein ängstlicher Gedanke ließ fast die Pulse des jungen Mädchens stocken. Befand sich auch Siegfried unter den Verurteilten? Hatte sie für zwei geliebte Leben in heißer Todesangst zu erzittern? Sie ergriff mit einer hastigen Gebärde die Hand des Fouriers, der sich zum Gehen wendete. „Aus Barmherzigkeit, nennen Sie mir nur noch die Namen der übrigen Verurteilten."

Der Mann zog gleichmütig ein Papier hervor. „Da ist die Liste mit den Namen und Adressen der Verwandten, die ich zur Abschiedsvisite bei den Verurteilten einladen soll. Da können Sie wohl ersehen, was Sie wünschen. Ich kann mir unmöglich alle die barbarischen, ungarischen Namen behalten. Bin ein Wiener, müssen Sie wissen."

Begierig überflogen Adriana's Augen die Schrift. Plötzlich griff sie erbleichend nach ihrem Herzen. Da stand sie, schwarz auf weiß, die Adresse des Kunsttischlers Sailer, der den Sohn vor dem Gange zur Richtstätte noch einmal sollte umarmen dürfen.

Der Fourier griff etwas ungeduldig nach seiner Liste und entfernte sich.

Adriana eilte zu der Oberin des Klosters und warf sich unter verzweiflungsvollem Weinen in deren Arme. „Mein Vater zum Tode auf dem Galgen verurteilt!" ächzte sie. „Und Siegfried!" setzte ihr geängstigtes Herz in heimlichem Schmerze hinzu. Laut wagte sie den Namen nicht zu nennen. Sie wußte, daß ihre adelsstolze Verwandte nicht mit dieser ihrer Liebe für einen Plebejer sympathisieren konnte.

Die Oberin sprang entsetzt von ihrem Lehnstuhle auf. „Ein Ergyedy auf dem Galgen!" schrie sie wie von einem Fieberdelirium ergriffen. „So weit wollen es die Kaiserlichen treiben? Nein, nein, es darf nicht sein. Ein solcher Flecken darf nicht auf den Glanz unseres Familienwappens fallen. Aber wie vorbeugen? Wodurch eine Aufhebung oder wenigstens eine Abänderung des Urteils herbeiführen? Ich habe keinen Einfluß auf diese Menschen, die unter der starren Militäruniform selber starr und unzugänglich geworden sind wie Felsen. Auch bin ich scheel angesehen von den Oesterreichern, weil ich's im Herzen mit meinem Vaterlande hielt, weil ich den ungarischen Verwundeten Lebensmittel und Verbandzeug zuschickte. Und dennoch darf es nicht geschehen, das Unerhörte! Nur der Galgen nicht, jeder andere Tod, nur der Galgen nicht!" Sie verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen, in ein tiefes Nachdenken versunken. — Adriana kniete zu ihren Füßen. Sie wagte sich nicht zu bewegen, sie hoffte, daß die Oberin noch einen Weg der Rettung entdecken, ein Hilfsmittel ausfindig machen würde.

„Du darfst also Deinen Vater noch einmal sehen?" fragte die Oberin nach einem langen Schweigen, während sie die Hände vom bleichen Antlitz sinken ließ.

„Ja!" schluchzte Adriana. „Die Erlaubnis lautet für heute um drei Uhr, morgen früh soll alles vorüber sein."

„Und Du glaubst, daß ich Dich begleiten dürfte, Adriana?"

„Ich glaube es, teure Tante. Erstens kann man mir nicht zumuten, allein zu gehen — und dann gehörst ja auch Du zur Familie meines armen Vaters. Wer würde überdies wagen, Dir in Deinem ehrfurchtgebietenden Gewande den Eintritt zu verweigern?"

„Gut, ich werde also mit Dir gehen, Adriana!"

„Und Du hoffst auf Rettung, Tante?"

„Wenigstens auf Abwendung einer unauslöschlichen Schmach von unserem durch Jahrhunderte des Ruhmes verklärten Namen!" erwiderte die Oberin mit einem eigentümlichen Gesichtsausdruck. „Ein Ergyedy darf nicht auf dem Galgen sterben!"

Adriana zog sich in die ihr angewiesene Zelle zurück, um sich zu dem traurigen Gange anzukleiden. Um drei Uhr verfügte sie sich wieder zu der Oberin und verließ in deren Begleitung das Kloster. — Der Weg führte die beiden Frauen durch den Stadtteil, der am ärgsten durch die Revolution und durch die Zuchtrute der österreichischen Sieger gelitten hatte. Adriana sah den väterlichen Palast wieder, geplündert, verwüstet, mit verbrannten Dache und klaffenden Thüren und Fenstern. Sie kam auch an Siegfrieds Wohnhause vorüber. Die Werkstätte und die Fensterladen waren geschlossen, nur das Geräusch einiger Hammerschläge verriet, daß hier überhaupt noch Lebendige hausten.

Mit schwerem, todestraurigem Herzen trat Adriana endlich in den Thorweg des Staatsgefängnisses. Ein Aufseher nahm ihr den Erlaubnisschein ab, ohne gegen die Gegenwart ihrer ehrwürdigen Begleiterin irgend eine Einsprache zu erheben. Beide wurden nun nach Ergyedy's Kerkerzelle geführt. — Welch ein Wiedersehen zwischen dem gebeugten, durch langes Kerkerelend entstellten Greise und seiner Tochter! Halb bewußtlos hing das junge Mädchen an seinem Herzen. Ein konvulsivisches Zucken erschütterte ihre Glieder, mit einem leisen Stöhnen vermischt floh der Atem über ihre Lippen.

„Fasse Dich, mein Kind!" sagte Ergyedy, mit seiner eigenen Erschütterung kämpfend. „Zeige, daß Du auch dem Geiste nach meine Tochter bist. Sei stark und mutig in dieser schweren Stunde. Weine nicht so herzbrechend, siehst Du nicht, daß Du mir das Scheiden dadurch noch bitterer machst!"

Adriana richtete sich augenblicklich auf. „Ich bin ruhig, Vater," sagte sie. „Mein Trost ist, daß ich Dich nicht überleben werde — Dich und — ihn! Ich habe Mut, mir bangt mehr vor dem langen Schmerze als einem raschen Tode!"

„Nein, nein, Adriana, ich verbiete Dir den Selbstmord!" rief der Greis energisch. „Du bist jung, Du kannst den Schmerz verwinden, Du wirst noch glücklich sein. Versprich mir, daß Du leben willst."

„Ich beuge mich Deinem Willen, ich nehme das Kreuz einer freudlosen Existenz auf meine Schultern, Vater!"

„Gut. Nun nimm diesen Kuß, Adriana. Er kommt von ihm, dem armen Jungen, der Dich nicht wieder sehen wird. Denn nur von unseren Verwandten dürfen wir Abschied nehmen. Er stirbt an meiner Seite. In unserer letzten Stunde werden wir vereint Deinen Namen nennen."

Vater und Tochter hielten sich lange und schweigend umschlungen.

„Du bist also in Dein unwürdiges Schicksal ergeben, Ludwig, Graf von Ergyedy?" fragte plötzlich eine metallharte Stimme. Die Oberin war bis jetzt an der Seite des Gefangenwärters im Schatten der Eingangssäulen gestanden. Sie trat nun mit langsamen Schritten ihren Verwandten näher.

„Du wolltest mir also auch das letzte Lebewohl sagen, Cousine!" rief der Graf, ihr lebhaft die Hand entgegenstreckend. „Ich danke Dir, daß Du Dich dem Frieden Deiner geheiligten Wohnstätte entrissen hast. Ich wagte dies nicht zu hoffen. Ich habe diesen Brief an Dich geschrieben, um Dir mein einziges Kind anzuempfehlen. Nun ist dies Papier unnütz geworden, nun kann ich Dich selber bitten, meine Tochter zu lieben und zu behüten vor den Gefahren des Lebens."

„Adriana steht unter meinem Schutze, das versteht sich von selbst!" erwiderte die Nonne. „Aber Du, Graf Ergyedy, willst Du wirklich auf dem Galgen enden?"

Eine hohe Purpurröte zog sich über das Antlitz des Grafen. „Man wird mich wohl dazu zwingen," sagte er mit gesenkten Blicken. „Treulos versagte mir meine Pistole den letzten Dienst, meine zitternde Hand verfehlte ihr Ziel, mein Herz. Sonst stünde ich jetzt nicht hier, zur Schandsäule gemacht von denjenigen, mit denen ich es so treu gemeint habe. Man hat mich jeder Waffe beraubt. Ich kann mein Gehirn nicht einmal an den Wänden meines Gefängnisses zerschellen, denn Tag und Nacht wacht ein starker Militärposten in meinem Kerker. Man wollte mich für das Aergste aufsparen."

„Oft ist die Hilfe näher als man glaubt," sagte die Oberin mit eigentümlicher Betonung. „Nimm dieses Kreuz, öffne es, bevor man Dich morgen zu dem schrecklichen Gange abholt. Es enthält eine Reliquie, die Dir Mut und Erquickung verleihen wird." — Sie löste ein goldenes Kreuzchen von ihrem Gürtel und wollte es dem Grafen überreichen.

„Es ist nicht erlaubt, den Verurteilten irgend etwas zuzustecken!" rief der Gefangenwärter, indem er rasch zwischen die Nonne und den Grafen trat. Doch der letztere hatte das Kreuz ergriffen.

„Sei rasch — es enthält die Rettung vor der Schmach — berge es in Deinem Munde," murmelte die Nonne.

Ein lebhafter Kampf entspann sich zwischen Ergyedy und dem Schließer. Doch zu ungleich waren die Kräfte der beiden Gegner, bald war der Graf überwältigt und der Schließer hielt das Kreuz triumphierend in Händen.

Im gleichen Augenblicke eilten, von seinem Geschrei angelockt, mehrere Offiziere herbei. — „Die Nonne wollte dem Gefangenen dieses Kreuz da zustecken," berichtete der Schließer.

Einer der Offiziere nahm das zierlich gearbeitete Kleinod in die Hand. „Man kann es dem Gefangenen lassen," sagte er, während er einen langen und mitleidigen Blick auf den Grafen heftete. „Man muß denen nicht den letzten himmlischen Trost entziehen, die am Rande des Grabes stehen."

Und schon streckte er seine Hand aus, um dem Grafen das Kreuzchen zurückzugeben. Doch seine Finger mußten eine geheime Feder an demselben berührt haben, der Deckel sprang auf, ein winzig kleines Fläschchen fiel heraus und zerschellte auf dem Steinboden.

„Gift also!“ rief er erschrocken. „Mein Gott, wie konnte ich das ahnen!“ Er wandte sich mit finsterem Blick zu der Oberin. „Gehen Sie augenblicklich!“ herrschte er ihr zu. „Wären Sie nicht ein Weib und Nonne zugleich, so würden Sie den versuchten Hochverrat in einer Kerkerzelle büßen. Niemand, ohne Ausnahme, niemand darf mehr zu diesem Gefangenen gelassen werden! Hören Sie, Meier, niemand! Ich werde übrigens Ihren Diensteifer zu belohnen wissen. Fahren Sie fort, Ihre Pflicht zu thun, wir alle haften bis morgen mit dem Kopfe für das Leben dieses Verurteilten.“

Adriana durfte nur mehr einen kurzen Abschiedsblick auf den Vater werfen. Dann wurde sie und die Oberin mit rauher Gewalt aus dem



Die Alte mit dem Bilderbuche. (Mit Text.)

Kerker geführt. Graf Ergyedy blieb keinen Augenblick lang allein, eine starke Militärwache machte es sich auf den Bänken des Gefängnisses bequem.

Er verbarg seinen Kopf in den Händen und sann — und sann. Alles konnten sie ihm verwehren, seine Verfolger. Nur die Gedanken konnten sie ihm nicht hemmen, die noch immer nach einer Rettung suchten vor der unauslöschlichen Befleckung seines Familienwappens.

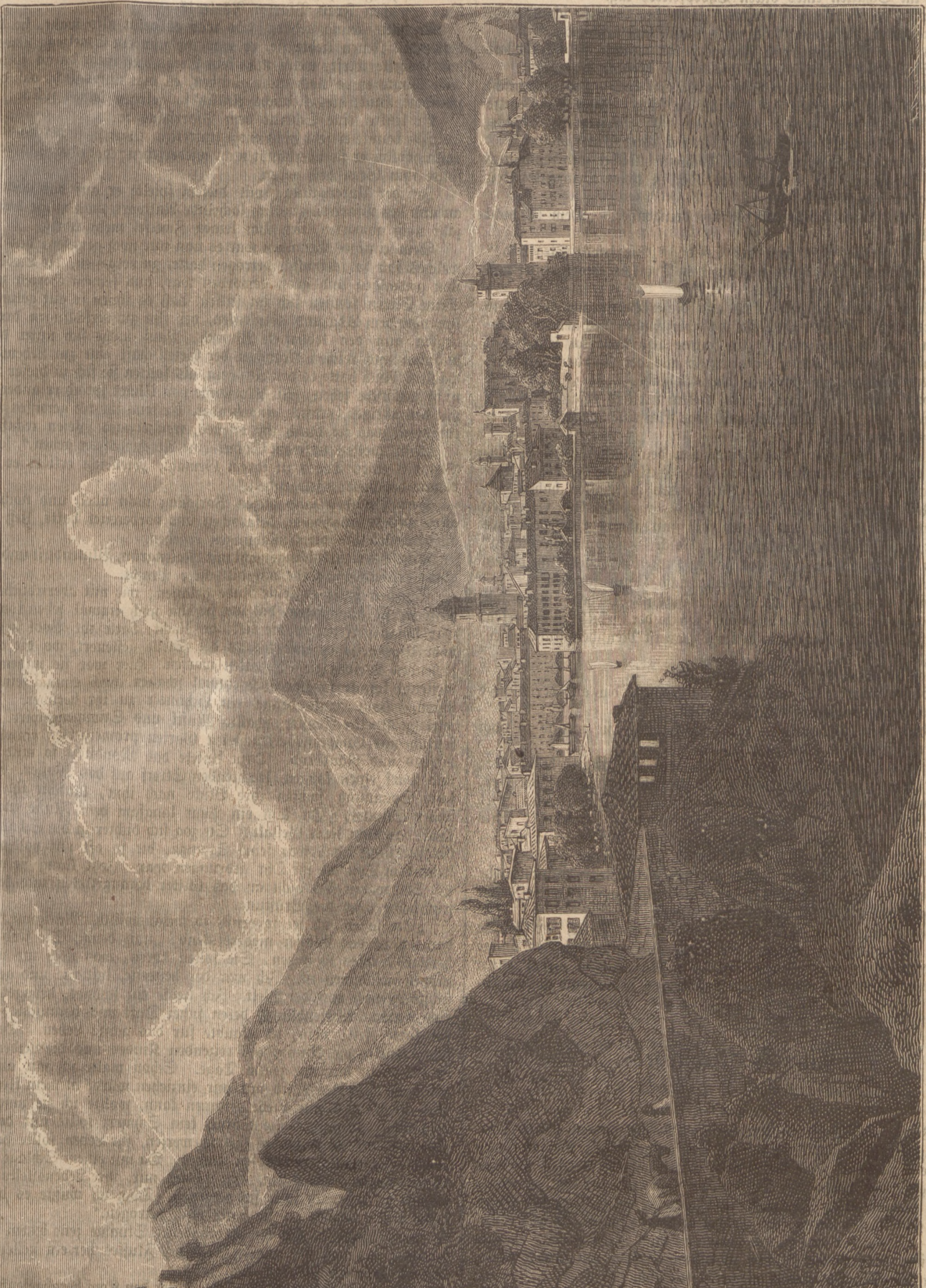
16.

Traurige Tage waren im Hause des Tischlermeisters Sailer nach Siegfrieds Entfernung eingezogen. Die Mutter hatte den Sohn in einem Augenblicke des Zornes von sich gestoßen, hatte ihn ihrer Loyalität gegen den Kaiser aufgeopfert. Dann aber kam die Reue. Er war doch ihr Stolz, ihre Freude, ihr alles gewesen, der schöne, geistvolle Jüngling Siegfried. Und nun irrte er in der Welt umher ohne das Bewußtsein, daß er noch ein Heim besaß, daß die frommen Gebete einer Mutter ihm den Schutz des Himmels erflehten. Nein, seine Mutter, sie hatte ihn zürnend von sich gewiesen, fast verflucht; nie würde der empfindliche, stolze Jüngling zu ihr zurückkehren. Und um Frau Sailers Reue und Schmerz zu steigern, drohte ihr auch der Verlust ihres zweiten Kindes. Rosa verzehrte sich in Sehnsucht nach dem heißgeliebten Bruder. Es schien fast, als ob das unbändige Verlangen nach seiner Gegenwart ihre geistigen Kräfte aus einem langen Schlummer erwecken wollte. Sie erinnerte sich mit solcher Schärfe der Worte, die Siegfried zu ihr gesprochen hatte, daß ihre Eltern oft gänzlich ihre Geisteskrankheit vergaßen. Oft versuchte sie aus dem elterlichen Hause zu entfliehen und dies machte ihre fortwährende Ueberwachung notwendig. Draußen in den Straßen tobten ja die Schrecken der Revolution. Wie hätte man das arme, geistesverworrene Kind inmitten des blutigen Kampfgetümmels zu suchen und zu finden vermocht? Dieses Eingeschlossensein in dem dunklen freudenlosen Elternhause vermehrte aber noch ihre Melancholie, sie wurde bleicher, hagerer, ihr Blick durchgeistigte sich mit einem seltsam tiefen und ängstlichen Ausdruck und schien unausgesetzt dasjenige zu fordern, was die beklommenen Eltern ihr nicht geben konnten, den verlorenen Bruder.

„Sie wird uns dahinsterben,“ sagte Sailer oft. „Dann sind wir kinderlos.“ Es lag ein leiser Vorwurf in seinen Worten — und seine Gattin beugte ergeben die Stirne. Ja, auch der verirrte und von der Welt verstoßene Sohn hätte ein Asyl im Elternhause finden müssen, nimmer hätte sie ihn verstoßen sollen!

Eines Abends verlangte Rosa dringender als je nach Siegfried. Es war still auf der Straße draußen. Während des Tages hatte hier ein hitziges Gefecht zwischen den Revolutionären und den Kaiserlichen stattgefunden. Nun aber war es völlig still geworden, das Volksgetümmel hatte sich nach anderen Regionen der Stadt gezogen. Frau Sailer meinte, ein Gang ins Freie würde Rosa zerstreuen und dabei konnten auch einige

dringend nötige Einkäufe besorgt werden. Einer der Gehilfen sollte die beiden Frauen begleiten, da Sailer selbst an einer heftigen Erkältung litt. Rosa zeigte sich auch lebhaft erfreut von diesem lange nicht mehr genossenen Vergnügen eines Spazierganges. Plaudernd und kindisch



Riva am Garda-See. (Mit Text.)

fröhlich schritt sie an der Seite ihrer Mutter dahin. Einige Kaufleute hatten schüchtern eine halbe Thüre oder ein Fenster geöffnet, um den Kunden Lebensmittel und andere Gegenstände des täglichen Bedürfnisses hinauszureichen. Frau Sailer war eben beschäftigt, einige Dutzend Eier

in ihrem Körbchen unterzubringen, als Rosa einen leisen Schrei ausstieß und sich einige Schritte von ihr entfernte. Frau Sailer folgte ihr augenblicklich; die junge Irrsinnige stand vor einem regungslosen menschlichen Körper, der im Schatten eines dicken Thorpfeilers lag.

„Ein Opfer des heutigen Gefechtes," sagte der Gehilfe schaudernd. „Gehen wir weiter, Fräulein Rosa wird sonst stark erschrecken."

Als das junge Mädchen ihren Namen hörte, wandte sie sich lebhaft herum. „Siegfried!" sagte sie, auf die leblose Gestalt deutend.

Frau Sailer stieß einen lauten Schrei aus. Sie beugte sich mechanisch, um dem am Boden liegenden ins Gesicht zu sehen. Auch der Gehilfe war über Rosa's Worte lebhaft erschrocken. Er zündete ein Streichhölzchen an und leuchtete seiner Gebieterin bei ihrer Untersuchung.

Nein, es war nicht Siegfried. Aber doch ein hübscher und sympatisch aussehender Jüngling, der entweder tot oder in tiefer Bewußtlosigkeit auf dem Boden ausgestreckt lag.

„Gehen wir," wiederholte der Gehilfe dringender. „Dem ist nicht mehr zu helfen."

Aber Rosa wollte nicht von der Stelle. „Siegfried, Siegfried!" rief sie fortwährend. Sie hatte sich auf dem Trottoir niedergekniet und die Hand des Bewußtlosen erfaßt.

Frau Sailer wollte sie gewaltsam aus dieser Berührung lösen und mit sich fortziehen. Dabei fühlte sie, daß die Finger des armen Jünglings warm und biegsam waren. Er konnte also nicht tot sein.

Auf Rosa's Geschrei waren einige Leute aus der Nachbarschaft vorsichtig herbeigeschlichen, um zu sehen, was es gäbe.

„Er lebt!" sagte Frau Sailer, von tiefem Mitleid erfaßt. „Bringt etwas Wasser und Essig. Da seht nur, was für eine große Wunde er auf dem Hinterkopfe hat."

„Er ist ein Kaiserlicher," sagte einer von den Umstehenden verächtlich, indem er auf des Jünglings schwarzgelbe Hutkokarde deutete. „Wir wollen nichts mit den Feinden des Vaterlandes zu schaffen haben."

„Ein Kaiserlicher!" Frau Sailers lebhafte loyale Gefühle erwachten unter diesem Worte und verbündeten sich mit ihrem rein weiblichen Mitleid für einen hilflosen Verwundeten. „Rasch — hole meinen Mann," sagte sie zu dem Gehilfen. „Er soll seinen Husten vergessen, um diesem Unglücklichen zu helfen. Wir müssen ihn nach Hause schaffen!"

„Es wird uns aber die öffentliche Mißgunst zuziehen, wenn wir einen Schwarzgelben bei uns aufnehmen," wagte der Gehilfe zu bemerken.

„Geh'!" antwortete Frau Sailer kurz. „Es ist Menschenpflicht, einem Leidenden zu helfen."

Der Gehilfe entfernte sich kopfschüttelnd.

Frau Sailer bemühte sich, mit ihrem Taschentuche das aus der Wunde unaufhörlich hervordringende Blut zu stillen.

Rosa hielt den Bewußtlosen fest umschlungen; sie meinte ja noch immer, ihren Bruder in ihm zu erkennen.

Der Tischlermeister Sailer kam bald darauf mit dem Gehilfen herbei. Unter den mißbilligenden Reden der Umstehenden wurde der Verwundete vom Boden aufgehoben und nach Sailers Hause getragen. Dort öffnete Rosa die Thüre zu Siegfrieds Schlafkammer. „Hierher!" sagte sie gebieterisch. „Ich wußte, daß er kommen würde, Mutter. Da sieh — ich habe sein Bett aufgedeckt und Wasser in seinen Krug gegeben."

Das Mädchen pflegte dies täglich zu thun, seit Siegfried nicht mehr zu Hause lebte — es geschah noch in der Gewohnheit von früheren Zeiten her, die ihr krankes Gehirn eigensinnig festhielt.

Der Bewußtlose ruhte bald darauf in Siegfrieds Bette, der Gehilfe ging, um einen Arzt zu holen. Er kehrte aber unverrichteter Dinge zurück. Keiner von den Doktoren hatte den Mut, sich in diesen Zeiten der Unsicherheit und Gewaltsamkeiten nachts aus dem Hause zu wagen.

(Schluß folgt.)

Eine Jugendliebe.

Novelle von P. Olliverio.

(Schluß.)

Der Winter mit allen seinen Freuden und Vergnügungen war vorüber. Paul Branden war der Löwe der Saison geworden. Es gab keinen Ball, keine Festlichkeit, keine Gesellschaft in den höheren Kreisen, wo man ihn nicht gefunden hätte. Die Damenwelt schwärmte für ihn, er war so interessant melancholisch. Für jedermann hatte er ein freundliches Wort, und stets glaubte die Dame, mit welcher er gerade sprach, sie sei die Bevorzugte. — Ihm aber war es nur darum zu thun, Zerstreuung, Balsam für eine tiefe, schmerzende Wunde zu suchen. Ob er ihn fand? Nein, das Blümlein Vergessen wuchs nirgends für ihn.

Als er Suschens Zeilen las, meinte er, eine Sinnestäuschung, ein wilder Traum müsse ihn umfangen halten. Er wollte zu ihr eilen, ihr in die lieben, treuen Augen schauen und darin lesen, daß diese Worte nicht von ihrer Hand geschrieben waren. Unterwegs aber hörte er aus dem Munde einer Frau, die mit einer anderen vor ihm herging, Suschens Namen nennen. Er stutzte und lauschte.

„Ja, nun ist es bestimmt," hörte er sie sagen, „unser Herr Pfarrer heiratet sie. Vorgestern kam Rösler's Köchin ganz atemlos zu mir gelaufen, um mir die Neuigkeit mitzuteilen. Sie hatte durch die Thüre gehört, daß der Herr Pfarrer der Susanne Waldau einen Heiratsantrag gemacht, und dann gesehen, daß diese wie wahnsinnig vor Seligkeit und Ueberraschung nach Hause gelaufen war. Das nenne ich aber auch Glück. Das Suschen Frau Pfarrer Rösler!"

Er hatte genug gehört. So war es denn also wahr, sie hatte ihn betrogen. Jenen liebte sie, er war ihr nur ein Spielzeug gewesen, das man beiseite wirft, wenn man kein Vergnügen mehr daran findet. Und doch konnte er es noch nicht glauben, es war unmöglich, daß dieser unschuldige Blick, dies liebliche Antlitz so gelogen haben sollte.

Er lenkte seine Schritte dem Pfarrhaus zu.

Ihr konnte er jetzt nicht entgegentreten. War sie in der That schuldig, dann wollte er sie überhaupt nicht wiedersehen; doch der Pfarrer Rösler sollte ihm Gewißheit geben.

In der Unterhaltung mit diesem spielte er auf das eben Gehörte an und des Pfarrers glücklich lächelnde Antwort, man müsse das Trauerjahr noch abwarten, ließ ihm keinen Zweifel mehr übrig.

Sein einziges Bemühen war es nun nur noch gewesen, das Mädchen, welches ihn so schändlich betrogen hatte, zu vergessen, die Liebe, die mit ihm gewachsen und groß geworden war, aus seinem Herzen zu reißen. Seine Eltern freuten sich im stillen, daß es ihnen so gut gelungen war, ihn von dem Abgrund abzulenken, der ihn zu verschlingen drohte, und hegten nun den lebhaften Wunsch, Paul möge sich unter den vielen hübschen und reichen Mädchen der Gesellschaft eine zur Lebensgefährtin wählen. Auch hatte es den Anschein, als sollten sie sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht sehen. Mit Marianne von Ulmer sprach er anders als wie mit den übrigen, ernster, eingehender. Er trug ihr ein gewisses Vertrauen entgegen, was sie durch ihr offenes, treuherziges Wesen rechtfertigte.

„Wir wollen unserem Sohne eine Abschiedsfeier geben," sagte Frau Branden eines Tages zu ihrem Gemahl, „vielleicht erklärt er sich Marianne bei dieser Gelegenheit."

Herr Branden fand diesen Vorschlag nicht übel, und nachdem man alles weitere durchdacht, besprochen und vorbereitet hatte, ließ man nach allen Seiten hin die Einladungen ergehen.

Eine warme Frühlingsnacht mit Maiengrün, Blütenduft und Sternenglanz erfreute die Erde mit all' ihrer Pracht.

Suschen hatte es keine Ruhe gelassen, wie mit überirdischer Gewalt hatte es sie hingezogen, da, wo sie ihn noch einmal sehen konnte. Sie war hinausgetreten in die liebliche Nacht, hatte ihr Boot bestiegen, es vom Ufer gestoßen und bis zu der Stelle gesteuert, wo die am Rande stehenden Weiden tiefe Schatten warfen. Hier war sie unbemerkt, hier vielleicht konnte sie ihn noch einmal schauen, noch einmal seine Stimme hören. Vom Hause drang ein Lichtmeer zu ihr herüber. Durch die weit geöffneten Fenster schallte Musik und Stimmengewirr. In dem festlich mit Lampions erleuchteten Garten promenierten einzelne Paare lachend und plaudernd. Dazu flutete das Mondlicht so mild hernieder und warf einen langen, leuchtenden Streif auf das Wasser. Mit atemloser Spannung suchten ihre Blicke nach ihm, lauschte ihr Ohr nach seiner Stimme. Da kam ein Paar langsam dem Flusse zugeschritten. War das nicht seine Gestalt? Sie zog sich dichter in die Schatten zurück. Großer Gott, das war seine Stimme, die so oft mit vollem, zärtlich liebendem Ton an ihr Ohr gedrungen war. Jetzt klang sie verschleiert.

Sie waren bis dicht an das Gitter herangetreten und lehnten sich jetzt beide über die Brüstung.

„Sie sagen, ich sei so ernst, so melancholisch, Marianne," sprach er vor sich in das Wasser niederblickend, „nun denn, Sie sind ein hochherziges, edles Mädchen, Sie sollen hören, was noch nie über meine Lippen gekommen ist. Ich war der heiterste, lustigste und gewiß glücklichste Mensch von der Welt. Ich liebte ein schönes, herziges Mädchen, eine einfache Wiesenblume, deren süßer Duft mich berauschte; doch nicht für kurze Zeit, nein, ich glaubte für das ganze Leben. Den Knaben schon fesselte die Anmut des reizenden Kindes und die Leidenschaft für sie wuchs in mir mit jedem Tage. Schon malte ich mir aus, wie sie als mein geliebtes Weib mit mir einziehen würde in mein kleines Reich. Mit allem, was nur Liebe ersinnen kann, wollte ich sie umgeben, kein unerfüllter Wunsch, keine Sorge, kein Schmerz sollte nur den leisesten Schatten auf ihr liebliches Gesicht werfen, ihr Leben sollte dahinfließen wie die Tage eines harmlosen Kindes. Da mit einem Schlage vernichtete sie all' meine Hoffnungen. Sie schrieb mir, ihre Lebensstellung sei der meinen zu fern, ich solle sie vergessen. Doch ich wußte es besser. Sie liebte einen andern — sie hatte mich betrogen."

Kaum hatte er mit etwas erhobener Stimme jene letzten Worte gesprochen, als von der andern Seite des Flusses her ein gellender Schrei ertönte, dem ein schwerer Fall folgte.

Marianne hatte gleich ihrem Begleiter den Kopf herabgesenkt. Jetzt hob sie ihn erschrocken in die Höhe — der Platz an ihrer Seite war bereits leer.

Ohne sich einen Moment zu besinnen, war Paul die Stufen, welche nach dem Fluß hinabführten, hinuntergeeilt und hatte sich in das Wasser gestürzt, wo sein scharfes Auge ein bleiches, vom Mondlicht geisterhaft beleuchtetes Antlitz erblickte.

Als guter Schwimmer hatte er im nächsten Augenblick das kleine Boot erreicht, in dem Suschens schlanke Gestalt ohnmächtig ruhte, während

ihr Kopf auf dem Rande desselben lag und das halb gelöste Haar zwischen Schilf und Wasserrosen in das Wasser niederhing.

Er hätte aufschreien mögen, als er sie erkannte. Schmerz, Angst, Jubel und Wonne tobten in seiner Brust — er konnte nicht anders, er mußte einen Kuß auf ihre totenbleiche Stirne drücken.

Wie sie hierher gekommen und was diese Katastrophe herbeigeführt, darüber nachzudenken war jetzt nicht an der Zeit. Er nahm das Ruder zur Hand und nach wenigen Schlägen legte das Fahrzeug an der Treppe an. Dann nahm er sie in seine kräftigen Arme und trug sie hinein in das Haus.

Niemand hatte ihn gesehen, außer Marianne, deren Blicke ihm voll banger Erwartung gefolgt waren.

Jetzt stand sie an Suschens Seite, welche noch immer bewußtlos auf dem Sofa in Pauls Zimmer lag, und teilte des jungen Mannes eifrige Bemühungen, die Ohnmächtige wieder zum Leben zu bringen.

Lange blieben sämtliche Mittel erfolglos, endlich aber öffnete sie langsam die Augen und ließ die Blicke fragend in der Runde umher irren, bis sie auf Pauls Gesicht haften blieben.

Er war neben ihrem Lager niedergekniet und schaute sie zärtlich an. Ihr Anblick hatte ihn die bitteren Enttäuschungen der letzten Monate vergessen lassen.

„Ich habe Dich nicht betrogen, ich liebe Dich mehr als mein Leben." hauchte sie leise wie im Traum, dann senkten sich die Lider wieder auf die matten Augen herab und sie atmete schwer auf.

Marianne schlich sich leise davon, sie fühlte, daß sie hier überflüssig war, und kehrte nach dem Tanzsaal zurück.

Branden sowohl als auch seine Gemahlin hatten sie in Pauls Begleitung nach dem Garten gehen sehen und an dies lange Ausbleiben die freudigsten Hoffnungen geknüpft. Kein Wunder daher, daß sie überrascht waren, Marianne allein und durch die Korridorthüre wieder eintreten zu sehen.

„Wo haben Sie Paul gelassen?" fragte Branden, indem er auf Marianne zutrat, ihren Arm in den seinen legte und ihr gespannt in das erregte Gesicht blickte. „Ich sah Sie doch in seiner Gesellschaft aus dem Saal gehen, und nun kommen Sie allein und so seltsam bewegt zurück?" worauf ihm Marianne den ganzen Vorfall mitteilte, ohne jedoch ihrer Vermutung betreffs der Persönlichkeit der Aufgefundenen Worte zu verleihen.

„In Pauls Zimmer, sagen Sie?" sprach Branden, als sie geendet, „ich muß das Mädchen sehen."

Und die Wahrheit ahnend, stieg er eilig die Treppe zu dem höheren Stockwerk hinauf.

Soeben schlug Suschen zum zweitenmale die Augen auf.

Wie damals an jenem stürmischen Herbstnachmittag zeigte sich auch jetzt wieder die Gestalt des Mannes an der Thür, welcher ihr so namenloses Elend bereitet hatte. Mit ihm kehrte ihr auch die Erinnerung an ihr Gelöbnis zurück.

„Wo bin ich?" rief sie, sich mit Anstrengung erhebend. „Laßt mich fort, nur fort von hier."

„Nicht eher, als bis Du mir Rechenschaft abgelegt hast, bis mir Dein Mund wiederholt hat, was Deine Hand einst geschrieben. Suschen, Deine Lippen sprachen soeben anders, da Dir die Kraft fehlte, es zu wehren."

Seine Arme hielten sie fest umschlungen, sie versuchte vergeblich, sich von ihm loszureißen. Ihre Schwäche, ihre Angst und Erregung machten sich endlich Luft in einem Strom heißer Thränen.

Branden hatte dieser kurzen Szene schweigend beigewohnt, nun trat er dicht an die kleine Gruppe heran, legte die Hand auf seines Sohnes Schulter und sprach mit vor Rührung bewegter Stimme: „Mein Sohn, ich glaubte recht zu thun, als ich das Steuer Deines Lebensschiffes in die Hand nahm, doch jetzt erkenne ich, daß in eurer Liebe eine höhere Macht waltet."

„Vater, ich verstehe Dich nicht!" rief Paul, im höchsten Grade erstaunt ihm ins Gesicht blickend.

„Das glaube ich. Gleich sollst Du alles hören, zuerst aber vernimm, daß dieses Mädchen unschuldig ist, daß ich es war, der sie bestimmte, Deine Liebe abzuweisen. Vergieb es mir, Paul, allzugroße Zärtlichkeit für Dich war es einzig und allein, die mich diesen Fehltritt thun ließ. Schon manchesmal, wenn ich Dich so ernst und verändert sah, klagte mich mein Gewissen an, zu übereilt gehandelt zu haben. Werdet glücklich, Kinder, und Sie, Suschen, vergessen Sie, was ich einst in meiner Verblendung zu Ihnen gesprochen."

Unter Thränen lächelnd, streckte sie ihm die Hand entgegen und sank dann überglücklich in die Arme des Geliebten.

„Jetzt aber müßt ihr euch trennen," nahm Branden wieder das Wort, nachdem er die beiden während kurzer Zeit sich ihren Gefühlen überlassen hatte. „Du mußt Dich noch eine Weile der Gesellschaft widmen, Paul, und" — mit einem lächelnden Blick auf seine nassen Kleider — „Dich zuvor in eine bessere Verfassung bringen. Dein Ausbleiben würde Neugier und allerlei Vermutungen erregen, denen wir lieber die Spitze abbrechen wollen. Ihnen, liebes Kind," fuhr er zu Suschen gewendet fort, „werde ich meine Frau heraufschicken, die dafür sorgen soll, daß Ihnen die sehr nötige Ruhe zu teil wird."

Nur ungern folgte Paul dem Rat seines Vaters, doch sah er ein, daß dieser recht hatte.

Der folgende Tag bot ihnen ein glückliches, durch nichts gestörtes Beisammensein, doch schon am zweiten Morgen schlug die Abschiedsstunde. Paul mußte seine Braut verlassen, um sein Gut zu übernehmen.

Volle drei Monate vergingen, ehe sie sich wieder sahen, dann aber kam er, um sie heimzuholen als sein geliebtes Weib.

Suschen hatte nicht wieder nach ihrem Häuschen zurückkehren dürfen. Herr und Frau Branden hatten sie mit jeder Stunde lieber gewonnen und bald herausgefunden, daß dieses einfache Landmädchen ein Zartgefühl, eine Herzensreinheit und, dank den Bemühungen des Pfarrers Rösler, eine so umfangreiche Bildung besaß, wie man sie vielleicht bei mancher Gesellschaftsdame umsonst gesucht hätte.

Der arme Pfarrer bestand manch harten Kampf mit sich selbst, bis es ihm gelang, ruhig seine Pflicht zu erfüllen und Suschens Hand vor dem Altar in die Paul Brandens zu legen. Doch auch ihm winkte Trost und noch ein ungetrübtes Glück.

Als Suschens Freund und einstmaliger Lehrer verkehrte er viel in Branden's Haus und traf dort öfter, als der Ruhe seines Herzens gut war, mit Marianne von Ulmer zusammen. Auch sie fühlte sich hingezogen zu dem klugen, liebenswürdigen Mann und entsagte ein Jahr später mit Freuden den Vergnügungen der großen Stadt, um ihm in sein stilles Pfarrhaus zu folgen

„Das Kleid ziert einen Mann, wer's hat, der zieh' es an!"

sagt ein altes Sprichwort, und schon oft hat einen Unbekannten seine goldene Uhr, zur rechten Zeit hervorgezogen, oder ein Brillantring am Finger vor Unarten und Geringschätzung geschützt. Hermann Buschius, ein alter Gelehrter (des vorigen Jahrhunderts) in Marburg ging einstmals in einem schlichten Kleide über den Markt und ward, da ihn niemand kannte und er auch keineswegs durch seine Kleidung imponierte, gestoßen und gedrängt. — Unmittelbar darauf legte er gute und feine Kleidungsstücke an, kam wieder auf den Markt und wurde allenthalben artig und zuvorkommend hindurchgelassen. Darüber erbost, warf der Biedermann, nachdem er wieder nach seiner Behausung kam, den feinen Rock auf den Boden, trat ihn mit Füßen und rief zornig aus: „Bist du Buschius oder bin ich's?" — Aber der Ehrenmann handelte darin unrecht. So lange nicht die alte griechische Inschrift, die Wieland so trefflich erläutert hat:

„Sie reden was sie wollen:
Mögen sie doch reden! Was kümmert's mich!"

so lange diese nicht aller Menschen Symbol geworden ist, so lange muß man sich immer unter den Menschen gehörig zu präsentieren suchen. — Umgekehrt aber steht fest: „Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär, mancher Mann thäte manchem Mann weniger oder gar keine Ehr'!

E. König.

Engelsgruß.

Aus: Lieder und Sprüche aus dem Volke für das Volk von Frank Siller.
München, J. A Finsterlin

Wenn bereits das Abenddunkel
Schattenreich die Erde deckt,
Und der Dämmerstunde Feier
Im Gemüt das Edle weckt,
Wenn der Feuerschein des Herdes
Matt nur durch das Zimmer strahlt,
Und in geisterhafter Weise
Schatten an die Wände malt;

Leise naht mit leichtem Schritte
Sie im himmlischen Gewand,
Setzt sich liebend zu mir nieder,
Reichet zärtlich mir die Hand.
Ihre treuen Augen schauen,
Wie die Sterne klar und rein,
Aus der hohen Himmelswölbung
Tief mir in das Herz hinein.

Dann erscheinen die Gestalten
Mir der Lieben vor dem Sinn,
Die Geschied'nen, längst Beweinten
Schweben deutlich vor mir hin,
Dann naht mir das holde Wesen,
Das der Himmel einst mir gab,
Mich der Erde Glück zu lehren —
Ach, zu früh schied uns das Grab.

Sie bewegt die zarten Lippen
Sanft und lautlos im Gebet,
Und ich fühl' es, daß um Segen
Sie für mich zum Himmel fleht. —
Ob auch mutlos oft und einsam,
Fühl' ich wieder stillen Frieden,
Wenn ich liebend ihrer denke,
Die so früh dahingeschieden.

Unsere Bilder.

Die Nikolai- oder Stadtkirche in Potsdam. Zu den Monumentalbauten und Verschönerungen, welche das etwas zopfige Potsdam, die zweite Residenz der preußischen Monarchen, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erhalten hat, gehört in erster Reihe die Nikolai- oder Stadtkirche, welche unter König Friedrich Wilhelm III. in den Jahren 1830—37 nach Schinkels Plänen aufgeführt wurde und von deren Fassade wir vorstehend eine Ansicht geben. Der Bau hat die verschiedenste Beurteilung erfahren und man hat dagegen namentlich geltend gemacht, daß der antike Stil und die Kuppel nicht in die norddeutsche Landschaft hineinpassen. Wie dem nun aber auch sei, die Kirche als Ganzes macht einen edlen imposanten Eindruck. Sie besteht aus einem quadratischen Unterbau von allerseits 56,5 Meter Länge, auf welchem

der kuppelförmige runde Oberbau von 23 Meter Durchmesser und 13 Meter Höhe ruht, welcher erst nach Schinkels Tod 1845 von Stieler aufgesetzt wurde — Die beiden schlanken, minaretähnlichen Türmchen, mit welchen Persius die Fassade flankiert hat, sind allerdigs nicht schön, waren aber ein Notwerk, um die Ecken zu verstärken, als durch unvorsichtiges Entfernen der Lehrbögen die Gewölbe sich gesenkt hatten. Ueber dem schönen Eingangsportikus befindet sich ein figurenreiches Giebelbild in Relief, nach Schinkels Entwurf von Kiß bearbeitet, die Bergpredigt darstellend. Auch der innere malerische Schmuck der freskenreichen Kirche ist nach Entwürfen von Schinkel ausgeführt, zu dessen großartigsten und gelungensten Bauwerken die Nikolaikirche unbedingt gehört. Von der offenen Säulenhalle der Kuppel aus (in einer Höhe von 77 Meter) genießt man eine herrliche Aussicht über Potsdam und seine malerische Umgebung. Der Obelisk vor der Kirche, mitten auf dem Markte, trägt die Brustbilder des großen Kurfürsten und der ersten drei Könige von Preußen. O. M.

Die Alte mit dem Bilderbuch. Was gibts denn nur, daß die wilden Jungen heute am freien Sonntag-Nachmittag, wo nichts zu schaffen ist auf Wiese und Feld, wo der Himmel so köstlich blaut und die Luft so frühlingsmild von den Bergen weht, das frohe Spiel draußen mit den Kameraden aufgeben und so still und fromm daheim in der dunklen Küche oder vielmehr Wohnstube sitzen? „Großmutter erzählt!" Dieser Ruf hat sie hereingezogen vom lautesten Jubel. „Großmutter erzählt!" Dies läßt sie eng zusammengerückt, in lautloser, atemloser Stille am Herd kauern, auf dem an hell loderndem Feuer in großen Töpfen der Kaffee brodelt. „Großmutter erzählt!" Fest hängen die Augen der drei Enkel, selbst des großen Burschen mit der kühnen Hahnenfeder, an dem Munde der Alten, die ihr geheimnisvolles, stets mit heiliger Scheu von ihnen betrachtetes Bilderbuch heute wieder einmal aus der alten Truhe hervorgeholt hat und den Lauschenden zu den alten, vergilbten Bildern den lebendigsten Text liefert. Wie die Augen der Alten in jugendlicher Lebhaftigkeit strahlen, wie die oft gehörten Geschichten aus alten Tagen immer aufs neue ihre Enkel fesseln und begeistern! Das ist die Klippe, von der ihr Vater, der Kinder Urahn, einst bei wilder Gemsjagd herabstürzte, seine Kühnheit mit dem Leben bezahlend; hier das Thal, in dem ihr seliger Mann Blut und Leben gelassen im Kampf für die Freiheit der vaterländischen Berge Und hier das Bild des Andreas Hofer, der auf jener unvergeßlichen Hochzeit sie, die junge, schmucke Vroni, zu seiner Tänzerin erkoren; auf dem nächsten Blatt die traurige Szene, wo in Mantua der tapfere Held, die Liebe ihrer Jugend, zum Tode geführt wird: „Ade, mein Land Tirol!" So erzählt die Alte, so lauschen die Jungen, und die warme Frühlingssonne scheint durch die kleinen Scheiben, die goldene Leiter bildend von der Vergangenheit zur Gegenwart

Riva am Garda-See. Das freundlich und sonnig gelegene Riva. der Haupthafen und Handelsplatz am Garda-See, hat enge Straßen, nur zwei Plätze, aber eine herrliche Lage an dem rechts und links von steilen Bergen eingeengten See, dessen Färbung mit dem blauen Himmel darüber schon lebhaft an den Süden gemahnt, wie auch das bunte Bild von Menschenleben und Verkehr, welches der Hafenplatz mit seinem offenen Ausblick auf den Seespiegel mit seinen Barken und Dampfschiffen und den rotbemützten Schiffern darbietet. Es ist schon ein Stück Italien, welches man hier vor sich und unter den Füßen hat. Die Berge bilden eine Schutzmauer gegen Norden hin und strahlen die Sonnenwärme zurück; der See öffnet sich frei nach Süden gegen das warme Land hin und dies leiht Riva sein mildes Winterklima und seiner Umgebung landwärts, der sog. Campagna, ihre Schönheit, Fruchtbarkeit und italienische Vegetationsfülle, wo dem Fremden schon Olivenwälder, Oleanderbäume, Maulbeer-, Feigen-, Nuß- und Kastanienbäume und die feinsten Sorten unseres Obstes entgegentreten. Darum ist Riva ein klimatischer Kurort, welchen besonders Brustleidende gerne aufsuchen, da der See und die schönen Berge der Umgebung hier der Natur eine ungemeine Mannigfaltigkeit der Erscheinung leihen. — Der See, wahrscheinlich einst ein Fjord des adriatischen Meeres (denn seine größte Tiefe reicht noch weit unter den Spiegel des mittelländischen Meeres hinunter), gehört an seinem Nordende noch zu Tirol; er ist von Riva bis Peschiera 55 Kilometer lang, 4—18 Kilometer breit, hat an der tiefsten Stelle eine Tiefe von 270 Meter und sein Spiegel liegt 47 Meter über dem Meere, so daß er der am tiefsten gelegene Alpensee ist. Sein hübsches Gestade verliert sich in dem Hügelland, das allmählich in die lombardische Ebene übergeht. Seine teils felsigen, teils wohlbebauten Ufer und einschließenden Berge machen einen äußerst lieblichen landschaftlichen Eindruck und leihen dem Aufenthalt in Riva seinen besonderen Reiz. O. M.



Witwer (vom Begräbnis seiner Frau heimkehrend): „Alle Wetter, der Spaß hat mich heidenmäßig viel Geld gekostet!"

Allerlei.

Widerspruch. Tourist (einen Bauern anrufend): „Hören Sie, Freundchen, haben Sie hier nicht ein schattiges Plätzchen im Dorf, wo man ein recht frisches Glas Bier kriegen kann?" — Bauer: E' schattig's Plätz'l? Do, ganges no do vor in die „Sonn'". (Eulenspiegel.)

Er ist „baden". Herr: „Ist der Herr Baron zu Hause?" — Bedienter: „Nein, gnädiger Herr ist baden." — Herr: „Hat er nichts über seine Rückkehr gesagt?" — Bedienter: „Hat gnädiger Herr gesagt, wird nicht zu lange bleiben." — Herr (setzt sich auf einen Fauteuil): „Ich werde auf ihn warten." (Nach zwei Stunden.) Herr: „Das dauert ja verteufelt lange. Wohin wollte der Herr Baron denn baden gehen?" — Bedienter: „Nach Ostende." (Norddeutsches Wochenblatt.)

— Wilkes fragte einst Garrik in einer Gesellschaft, was er unter Rechtschaffenheit verstehe. — „Wozu die Frage?" erwiderte Garrik: „Mischen Sie sich doch nicht in Dinge, die Sie nicht verstehen." St.

Naiv. Herr: „Ich glaube mich nicht zu irren, gnädiges Fräulein im Bade gesehen zu haben." — Fräulein: „So? War es im kalten oder im warmen Bade?" (Humor. Blätter.)

Fleiß. Melchior Adam, Konrektor zu Heidelberg, erzählt in seiner Lebensbeschreibung folgendes Beispiel von der außerordentlichen Thätigkeit eines Gelehrten: Der Professor Marlin Crusius zu Tübingen habe nämlich während seiner Professur gegen 20,000 Disputationen gehalten und in sieben Dekanaten 330 Baccalauren und 329 Magister der freien Künste promoviert. — Seine schwäbischen Annalen, welche im Jahre 1545 erschienen, seien von ihm mit einer Feder geschrieben und bei Zusammentragung dieses Werkes über 200 Autoren durchgelesen worden. Ueber 7000 Predigten habe er den Predigern sogleich in griechischer Sprache nachgeschrieben. Ueberhaupt wäre er Verfasser von 78 in griechischer und lateinischer Sprache erschienenen Werken.

Chinesische Höflichkeit. Wie alles andere dieses seltsamen Volkes, so ist auch der Gruß und die Höflichkeit der Chinesen höchst merkwürdig. Wenn sich zwei Chinesen der besseren Klasse begegnen, so ergreifen sie nicht die Hand des anderen, sondern jeder seine eigene, wobei sie sich mehreremale tief, fast bis zur Erde, vor einander verneigen. Eine noch weit gebräuchlichere Frage als bei uns, „Wie geht es Ihnen?" ist: „Haben Sie Reis gegessen?" Man nimmt für ausgemacht an, daß, sobald jemand Reis gegessen hat, er sich auch wohl befindet. — Auch erfordert die Etikette, daß in der Unterhaltung ein jeder dem andern Komplimente sagt und über das, was diesem gehört, sich in den lobendsten Ausdrücken ergeht, sich selbst aber, wie alles, was ihm selbst gehört, so tief wie möglich herabsetzt. Folgende Beispiele sind durchaus keine Uebertreibung, wenn auch nicht genau die Worte: „Wie ist Ihr ehrenvoller Name?" — „Man heißt mich unbedeutendes Geschöpf Mong." — „Wo steht Ihr glänzender Palast?" — „Meine erbärmliche Hütte befindet sich auf der X . . . straße." — „Wie groß ist die Zahl Ihrer erhabenen Kinder?" — „Meine schlechten, nichtsnutzigen Rangen sind fünf an der Zahl" — „Wie befindet sich Ihre hochverehrte, schöne Gemahlin?" — „Meine niedrige, unwürdige Frau ist gesund." O. P.

Schmeichelhafter Vergleich. Soubrette: „Nachdem ich die weite Reise hierhergemacht und einigemale ohne Mißerfolge aufgetreten bin, kündigen Sie mir schon wieder! Fülle ich denn meinen Platz nicht aus?" — Theaterdirektor: „O ja — es geht Ihnen jedoch, wie dem alten Kachelofen da, der füllt auch seinen Platz aus — aber er zieht nicht!" (Flieg. Blätter.)

— Zu den städtischen Auflagen im Mittelalter gehörten besonders die Tranksteuer, unter dem Namen Aufschlag, und die auf eingehende Lebensmittel und Waren und deren Verbrauch, unter dem Namen Umgeld. Sie wurde nach Umständen eingeführt, verändert und abgeschafft. So erhoben im Jahre 1468 die Breslauer ein Schanzgeld im Betrage von 460 Mark, ein Schützengeld, wohl zur Bezahlung der Söldner, 2731 Mark 27 Groschen, Trabantengeld $25^1/_2$ Mark. E. K.

Das Putzen silberner Leuchter. Um silberne Leuchter zu putzen, darf man kein Messer zum Abschaben des Stearins oder Wachses anwenden, noch sie an das Feuer halten, um die Reste von solchem herauszuschmelzen. Man gießt kochendes Wasser darüber und reibt sie mit einem alten Tuche sogleich nachher gut ab, dann putzt man sie mit einem der bekannten Putzmittel.

Auflösung.

L	i	n	d	e
I	b	s	e	n
S	a	t	i	n
Z	r	i	n	i
T	i	r	o	l

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6. Eine Stadt in Westpreußen
4 2 2 4 7 8 5 4. Ein Berg in Südamerika
5 9 10 6 9 11 9 12. Eine Stadt in Rußland
1 2 3 1. Ein Strom in Deutschland.
5 4. 13 9 5. Eine Insel in Japan.
8 14 15 15 1 1. Sommerfrische in Steiermark
16 17 9 11 18 19 9 10. Stadt in Ostgalizien
20 8 2 2 1 4 5. Stadt im Salzburgischen.
18 4 3 1 15 18 4. Bergland in der Wüste Sahara

Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen geben den Namen einer Operette von Johann Strauß.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Palindroms in voriger Nummer:

Suez—Zeus.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.